

Rezension

Jens Ruppenthal:

Kolonialismus als "Wissenschaft und Technik".

Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919.

Stuttgart: Franz Steiner, 2007, 273 S. (= HMRG Beihefte 66)

Die im Jahr 2006 von der Universität Kiel angenommene Doktorarbeit behandelt die Entstehungsphase, Organisation und Entwicklung des Kolonialinstituts, das 1908 mit namhaften Wissenschaftlern in Hamburg gegründet und 1919 in die Universität Hamburg überführt wurde. Ruppenthal dröselte in seiner verdienstvollen Studie das Knäuel aus kolonialpolitischen und –wissenschaftlichen Motiven, reichs- wie stadtgeschichtlichen Aspekten auf, die zur Institutsgründung geführt haben. Gleichsam detektivisch spürt er den Rivalitäten bei der Errichtung jenes neuen Lehr- und Forschungszentrums zwischen den Metropolen Berlin und Hamburg und deren maßgeblichen Repräsentanten nach, die alle gewichtige Argumente vorzubringen vermochten, warum das angepeilte Institut nur in ihrer jeweiligen Großstadt errichtet werden durfte. Konnte Berlin auf diverse koloniale Bezüge in Reichsämtern und das 1887 errichtete Seminar für Orientalische Sprachen verweisen, so war für Hamburg der traditionelle Überseekontakt sowie der Handel mit den Kolonialgebieten und die Existenz des Tropeninstituts Evidenz genug für die ‚kolonialen Weihen‘ der Hansestadt.

Das Kolonialinstitut sollte die die expansionistischen Bemühungen der Europäer seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts begleitenden und diese auch reflektierenden neuen Interessenkonglomerate der sogenannten „Kolonialwissenschaft“, wie etwa die Geographie, Ethnologie und ‚orientalistische‘ Sprachwissenschaften bündeln und dem späteren Kolonialpraktiker gediegenes Grundlagenwissen an die Hand geben, um die Kolonie effizient beherrschen zu können. Die Institutionalisierung der Kolonialwissenschaft in Forschung und Lehre verstärkte nicht nur die ‚koloniale Idee‘, sondern leistete auch der Entstehung einer kolonialen Wissenschaftslandschaft Vorschub, die für die Legitimation, aber auch Popularisierung europäischer Herrschaftsansprüche im Kaiserreich unerlässlich war. Das Kolonialinstitut in Hamburg galt als Vorzeigeprojekt der vom Staatssekretär des Reichskolonialamts Bernhard Dernburg seit 1907 konsequent verfolgten Verwissenschaftlichung des Kolonialismus. Der ehemalige Direktor der Darmstädter Bank war in seinem Reformeifer durchdrungen von der Idee der wirtschaftlichen Effizienz von

Kolonialpolitik und der Seriosität einer zu etablierenden Kolonialwissenschaft. Insofern sollte das Kolonialinstitut vor allem anwendungsorientierte Ausbildung für angehende Kolonialbeamte liefern, nicht so sehr ein verwissenschaftlichtes Studium. Dies war mit ein Argument bzw. ein Hindernisgrund dafür, dass in Hamburg, immerhin der zweitgrößten Stadt des Deutschen Reiches, erst vergleichsweise spät eine Universität etabliert wurde.

Das Kolonialinstitut befand sich solange es existierte, also von 1908 bis 1919, in einem Dauerkonflikt mit dem Berliner Seminar für Orientalische Sprachen und dessen Direktor Eduard Sachau, der – vergeblich in Konkurrenz mit der Hansestadt eine Weiterentwicklung seiner Sprachanstalt durch landeskundliche Unterweisung in Richtung ‚Kolonial-Akademie‘ propagierte. Wenn überhaupt, war das Berliner Seminar bis 1919 die einzige Konkurrenz des Hamburger Kolonialinstituts; es konnte freilich seine Exklusivstellung in der Lehre orientalischer Sprachen nicht behaupten.

Für die OAG im engeren Sinne ist es von Interesse, inwieweit Ostasienrelevante Themata in die Lehrpläne des Kolonialinstituts einfließen und inwieweit Kenntnisse der asiatischen Lebenswelt hilfreich waren für eine Anstellung als Professor.

An erster Stelle ist dabei der Nationalökonom Karl Rathgen (1856-1921) zu nennen, der von 1882 bis 1890 Erfahrungen als Hochschullehrer in Japan sammeln konnte, bevor er Professuren in Marburg (1893-1900) und Heidelberg (1900-1907, hier als Nachfolger Max Webers!) inne hatte. Rathgen zählte zu den sechs Gründungsprofessoren, die 1908 den Lehrbetrieb aufnahmen. Er hielt anlässlich der feierlichen Eröffnung des Instituts am 20. Oktober 1908 den Festvortrag (Vgl. S. 146-149). Rathgen war zweifelsohne durch seine Forschungsthemen und die Ausrichtung seines „Lehrstuhls für Nationalökonomie und Kolonialpolitik“ am stärksten von allen Hamburger Wissenschaftlern kolonialwissenschaftlich eingebunden, war aber auch international der renommierteste Wissenschaftler und damit eine der Koryphäen des Instituts, der dieses oft auf internationalen Tagungen repräsentierte. Seine Japan-Erfahrungen schlugen sich zum Teil in seiner Lehre nieder, wenn er etwa eine Veranstaltung zur Entwicklung Japans anbot (S. 225).

Das Seminar für Geschichte und Kultur Ostasiens wurde im Jahr 1910 als letztes der ersten Gründungen von Seminaren für außereuropäische Sprachen und Kulturen (neben Afrikanistik und Orientalistik) eingerichtet und erhielt mit dem Sinologen und früheren Dolmetscher (u. a. an der deutschen Gesandtschaft in Peking) Otto Franke (1863-1946) einen eindeutigen regionalen Schwerpunkt. Erst 1914, kurz vor Kriegsausbruch, wurde in einer zweiten Welle von Seminarneugründungen, die bereits merklich unter dem Eindruck der schwebenden Universitätsvorlage standen, ein Seminar für Sprache und Kultur Japans

etabliert, das an den Literaturwissenschaftler, *Kojiki*- und *Nihongi*-Übersetzer Karl Florenz (1865-1939) ging, der ab 1889 ebenfalls einschlägige Erfahrungen als Hochschullehrer in Japan gesammelt hatte. Damit war mit Rathgen, Franke und Florenz der Bereich Ostasien recht gut abgedeckt, wenn auch der Nationalökonom Karl Rathgen kein ausgesprochener Ostasienwissenschaftler war. Ruppenthal macht darauf aufmerksam, dass bei Afrikanistik und Orientalistik die Bedürfnisse der Kolonialverwaltung an erster Stelle rangierten, während bei den Ostasienwissenschaften „das Geschäftsinteresse des Kaufmanns“ überwog (S. 234), wobei Chinesisch aber auch immer wichtiger wurde für die Verwaltung des deutschen Schutzgebietes Kiautschou.

Eine bislang kaum aufgeworfene und untersuchte Frage ergibt sich aus der Lektüre der sehr anregenden Ausführungen Ruppenthals: Welche Verbindungslinie gab es unter den Vertretern der frühen ostasienwissenschaftlichen Lehre zu den so genannten Kolonialwissenschaften? Mit anderen Worten: Wie stark waren Bälz, Rathgen, Florenz oder Otto Franke, um nur ein paar zu nennen, in ihren Lebensäußerungen von kolonialwissenschaftlichen Denkmustern (vom kolonialen Diskurs) geprägt, die auf ihre wissenschaftlichen Erklärungsmodelle einwirkten? Oder ist es realistisch anzunehmen, dass die *oyatoi* (jene Amerikaner und Europäer, die in der Meiji-Zeit nach Japan kamen, um bei der Einführung westlicher Wissenschaften, Technik und Institutionen zu helfen) von all dem verschont blieben und sich gleichsam keimfrei ihre Theorien gebildet haben? Könnten sich daraus eventuell Aufschlüsse über Sichtweisen und Einschätzungen ostasiatischer Kulturen, vor allem bei den *oyatoi*, ergeben? Dieser Frage nachzugehen, käme sicherlich einem Desiderat der Forschung gleich. Der Rezensent überlässt das Weitere den Berufenen aus den angesprochenen Ostasienwissenschaften und empfiehlt ihnen und allen anderen Interessierten wärmstens die Lektüre des besprochenen Bandes.

Rolf-Harald Wippich